

Ein Vorfahr aus jüngerer Vergangenheit.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust, zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Auch das zuckt durch die Glieder.

Goethe.

Ich lasse nunmehr einige biographische Notizen über meinen Urgroßvater Jassoy und dessen Familie folgen, da Mitteilungen über diesen Vorfahr möglicherweise etwas allgemeineres Interesse haben dürften und die Stadt Frankfurt eben Material aus dieser Zeit sammelt.

Ludwig Daniel Jassoy, geboren zu Hanau am 29. März 1768, wurde, bald vaterlos, mit seinem früh verstorbenen jüngeren Bruder zusammen in Frankfurt vom Großvater erzogen. Dieser Großvater, Kommerzienrat André Louis Jassoy, aus dessen erster Ehe mit Helene de la Harpe wir abstammen, hatte in zweiter Ehe eine Frankfurterin, Helene Bernus aus dem bekannten, jetzt freiherrlichen Geschlechte, zur Frau gehabt und war so Frankfurter Bürger und Mitbesitzer des Saalhofes geworden.

Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte mein Urgroßvater in Marburg und Göttingen Rechtswissenschaft. Noch heute besitzt die Familie sein Stammbuch aus dieser Studentenzeit, und sind in diesem Büchlein Jassoys sarkastische Randbemerkungen zu den überschwänglich gefühlvollen Versen mancher Mitstudenten von erschütterndem Humor. Im Alter von achtundzwanzig Jahren vermählte sich der junge Doctor juris, der rasch einen großen Wirkungskreis in Frankfurt erwarb, mit Amalie Ruprecht, dem sogenannten »guten« Großmütterchen meines Vaters, einer Tochter des preußischen Legationsrates Ruprecht in Homburg und der Amalie Helene de Neufville aus Frankfurt. (Eltern: Friedrich

de Neufville, Sohn von Johann de Neufville-du Fay aus dessen zweiter Ehe mit Johanna Maria Goll; zuerst war er mit Susanne Rebekka Passavant verheiratet gewesen.)

Das junge Paar wohnte zunächst im Saalhof, der von »Werkverständigen« damals auf 141 800 Gulden geschätzt wurde; hier wurden auch seine ersten Kinder, darunter mein Großvater, geboren. Später zog Dr. Jassoy auf den Römerberg, Haus Lichtenstein, und nach Schleifung der Festungswerke erwarb er sich vor dem Affentore in Sachsenhausen ein Haus inmitten eines ausgedehnten Gartens. Jetzt steht an der Stelle der schönen Besitzung der verräucherte Offenbacher Lokalbahnhof und die Willemerschule.

Der große Jassoysche Garten erlangte rasch eine gewisse Berühmtheit, denn Jassoy war ein eifriger Blumenfreund und glücklicher Blumenzüchter. In seinem Treibhause erzielte er manche neue Spielart, die das Aufsehen der Kenner erregte. In ganz Frankfurt hatte er die ersten Kamelien. Er brachte ein Reis aus Paris mit von einem Kamelienstocke, den Kaiserin Josephine soeben als große Kostbarkeit erhalten hatte. Goethe erwähnt den Garten darum als eine Sehenswürdigkeit mit dem botanischen Garten der Dr. Senckenbergischen medizinischen Stiftung zusammen, indem er schreibt: »Blicke der Senckenbergische Garten bloß medizinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert sein, wenn er die Vergünstigung erhält, den Garten des Herrn Jassoy zu besuchen. Dem Besitzer wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung.«

Auch Frau Belli-Gontard erzählt in ihren »Lebenserinnerungen« von der großen Blumenliebhaberei und dem prachtvollen Garten Jassoys vor dem Affentore. Die Vorliebe für die Naturwissenschaften mag den Juristen veranlaßt haben, sich an der Stiftung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu beteiligen, die in der Gegenwart hoch aufgeblüht ist und der unsere Familie seit der Gründung treu geblieben ist.

Diese und andere für die damaligen Zeitverhältnisse teilweise recht kostspieligen Liebhabereien, z. B. eine solche für prächtige Uhren, wurden Dr. Jassoy ermöglicht durch seine stattlichen Einnahmen als gesuchter Advokat. Er führte die Rechtsgeschäfte des Bankhauses Rothschild, das sich gerade zu seiner Weltstellung emporrang, des Herren von Bethmann und andere mehr. Der schwierige Prozeß für die armen, enterbten Verwandten Städels wurde von ihm zu einem beide Teile befrie-

digenden Vergleiche geführt und dabei eine prinzipiell äußerst wichtige juristische Frage zur Entscheidung gebracht.

Ging so seine Tätigkeit zunächst nicht über die eines vielbeschäftigten Advokaten hinaus, so traten später Umstände ein, die Jassoy mehr in die Öffentlichkeit und den politischen Kampf drängten, Als nämlich beim Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft auch das Großherzogtum Frankfurt sich in Wohlgefallen auflöste, fürchteten die Frankfurter Juden nicht ohne Grund, die vom Fürsten Primas gewährten Anfänge der Befreiung wieder einzubüßen; Herr von Rothschild veranlaßte daher den Dr. Jassoy, nach Wien zu reisen, um dort beim Kongresse gegen die reaktionären Bestrebungen zu arbeiten.

Auf diesem Kampfplatze trat Dr. Jassoy mit vielen hervorragenden Politikern und Vaterlandsfreunden in Verkehr und sah gleichzeitig die »legitime« Erbärmlichkeit des Systems Metternich in ihrer ganzen traurigen Größe aus allernächster Nähe. Kein Wunder, daß der geistreiche, freigesinnte Mann mit schärfsten Worten und beißender Satire diese Zustände zu geißeln begann. Natürlich wurde er hierdurch bald politisch verdächtig und als Judenfreund und Jakobiner verschrieen. (Ölsner, Band I, pag. 75.) Das hinderte indessen die Herren Diplomaten nicht, sich häufig der Feder des »verdächtigen« Mannes zu bedienen. So klagt z. B. Varnhagen, der sich damals selbst noch große Hoffnungen machte, im auswärtigen Staatsdienste wieder angestellt zu werden, in einer auch für heute charakteristischen Weise:

»Daß die alten Namen es nicht mehr tun, ist eine ausgemachte Wahrheit, aber daß sie sogar schaden, ist nicht so allgemein einzusehen. Die Kabinette setzen sich dadurch, daß sie weniger Verdienst und Fähigkeit, als Geburt und Rang bei diplomatischen Geschäften berücksichtigen, nicht bloß negativen, sondern auch positiven Gefahren aus. Diese Leute, wissend, daß man von ihnen verlangt, was sie nicht leisten können und äußerst dabei beteiligt, dies nicht an den Tag kommen zu lassen, sehen sich meistens genötigt, ihr ganzes Vertrauen fremden Personen hinzugeben. Die wichtigsten Staatsgeheimnisse werden auf diese Art verraten. Eine Menge von Berichten, Denkschriften und Briefen, die im diplomatischen Verkehr notwendig sind, werden von Händen verfaßt, die man nicht ahndet; bei einer noch größeren Menge ist der Inhalt eingeflüstert. Ich selbst habe die tollsten Beispiele dieser Art gesehen. (Arbeiten des Freidenkers Jassoy für reaktionäre Aristokraten mögen freilich oft sonderbar genug ausgefallen sein; Johannes

Scherr nennt daher Jassoy in seinem »Blücher und seine Zeit« den Mephistopheles des Wiener Kongresses.)

Ich überzeugte mich, daß dieser Mißbrauch unendlich weit geht. Herr Julius Schmidt aus Warschau, Herr Dr. Jassoy aus Frankfurt a. M. haben bekannten Leuten regelmäßig Hilfe geleistet. Alles kommt auf diese Art zur Kenntnis, nichts kann ein sicheres Geheimnis bleiben. In früheren Zeiten konnte ein Vornehmer solchen Menschen die Fessel der Furcht anlegen und ihnen den Reiz außerordentlicher Belohnung darbieten. Jetzt ist das alles anders. Wer der rechte Mann ist, will auch dafür gelten und die Welt kommt ihm dabei entgegen.« (Man beachte die stark bürokratische Ader des Schreibens!)

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde Jassoy damit beauftragt, in einer »Dreizehner-Kommission« die Konstitution des neuen Freistaates zu entwerfen (Konstitutionsergänzungsakte).

Jassoy ergriff diese Gelegenheit um so freudiger, als er seine Wiener Erfahrungen auf diese Weise für die Heimat verwenden konnte. Und wie die Verhältnisse in der freien Reichsstadt geartet waren, spielten sich bei dem Frankfurter Verfassungskampfe im kleinen Bilde alle die berechtigten und unberechtigten Sonderbestrebungen ab, die später in den großen Staaten in teilweise heute noch nicht ausgekämpftem Streite sich geltend machten. Als Jassoy den ersten Entwurf, der allein von ihm stammte, in der Kommission seinem Freunde, dem bekannten Geschichtsforscher Kirschner, vorlegte, soll er in seiner derb drastischen Weise dazu gesagt haben: »Kirschner, da hast du den gefrorenen Dreck; wenn's Tauwetter gibt, wird er schon anfangen zu stinken«.

Und das vorausgesehene Tauwetter kam, und mit ihm eine wahre Sturmflut der Entrüstung. Unzufrieden war die jüdische wie die katholische Partei, die alten Patrizierfamilien und die Kaufleute. Die Juden verlangten weit größere politische Rechte. Die unglaublich judenfeindliche Bürgerschaft wollte dagegen die Israeliten wieder in Zahl und Handel beschränkt wissen und ihnen nur ein bestimmtes Stadtviertel, also ein neues Ghetto, einräumen. Die Empfindsamkeit des Zeitalters, das sich für das Mittelalter begeisterte, vertrug sich mit einem törichtem, fanatischen Judenhaß, der die weitblickenden Leute mit Abscheu erfüllte. »Wir erleben noch«, schreibt Ölsner, »daß die Juden, Hexen und Freigeister zusammen an einem Spieße gebraten werden«. Jassoy fand Unterstützung beim preußischen Bundestagsgesandten Herrn von Küpfer. »Herr von Küpfer«, sagt Ölsner, »betreibt die Sache mit Feuereifer, vielleicht nicht mit dem Grade von Gemessenheit, den ihm reifere Erfah-

rung geben würde; denn die Leidenschaften noch mehr als die Vorurteile sind hier so wütend, daß unzweideutige Zeugen berichten, es sei allen Ernstes von Totschlag die Rede, wenn die Sache nicht bald ins Gleichgewicht gebracht werde. Aus eigener Beobachtung der Umstände ist Herr von Küpfer auf den Gedanken gekommen, den Dr. Jassoy ins Mittel treten zu lassen. Unstreitig ist Jassoy der einflußreichste Mann. Aber die Gegenpartei, namentlich die Limpurger (die alten Geschlechter) suchen ihn als Judenfreund bei der Bürgerschaft in Mißkredit zu bringen.«

Jassoy selbst tadelt die Juden freimütig wegen ihrer wucherischen Geschäfte, aber er schrieb, für seine Zeit gewiß sehr vorurteilsfrei:

»Wer die Juden vom Schacher zum Ackerbau treibt, ist ihr wahrer Messias«. (Die neuzeitlichen Bestrebungen des Barons Hirsch und anderer gehen genau in dieser Richtung. Vielleicht erleben wir noch das Aufblühen der Ackerbaukolonien in Argentinien, Kleinasien, Palästina und anderen Orten.)

Die Patrizierfamilien Frankfurts waren gleichfalls mit den neuen Zuständen unzufrieden; sie erhoben durch die »Ganerbschaft Limpurg« den Anspruch auf ihre alten Vorrechte im Rate der Stadt. Jassoy lieferte »Materialien zur Beantwortung der untertänigen Bittschrift der Ganerbschaft Limpurg«. »Es gehört«, nach Ölsner, »zu dem Besten, was er in beißender Satyre geschrieben« (Ölsner-Varnhagen Band I, pag. 47, 75, 84). Auch der Bundestag mischte sich in diese Streitigkeiten; natürlich trat er für die reaktionären Patrizier ein und machte sich vor der ganzen Welt lächerlich durch das Feudalinteresse, das er an dem Frankfurter Hausadel nahm. Aus Rache beschuldigten die Limpurger Jassoy und Prof. Kirschner beim österreichischen Bundestagsgesandten (Buol-Schauenstein), Mitglieder geheimer Gesellschaften zu sein, die sich sogar zum »Tyrannenmorde« anheischig machten.

Die Frankfurter Katholiken erhoben nicht minder ein Ach- und Wehgeschrei. Sie glaubten sich bei unterschiedsloser Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen benachteiligt und drängten auf gesonderte Vertretung. Jassoy sagte treffend: Da es in unserer Konstitution kein »Corpus evangelicorum« gibt, wozu ein »itio in partes« von Seiten der Katholiken?

Der Handelsstand endlich lehnte sich dagegen auf, daß den gelehrten Ständen eine verstärkte Vertretung in der Bürgerschaft gegeben werden sollte. Ölsner schreibt darüber: »Für den Augenblick war es nötig, den Gelehrten ein großes Übergewicht zu erteilen. Anders wäre

man nicht von der Stelle gerückt. Die hiesigen Kaufleute haben aber geschickt manövriert und das Heft beinahe wieder in die Hand bekommen. Ich warnte Jassoy, ich riet ihm, einzulenken, aber er verachtet seine Gegner zu sehr. Professor Kirschner, dem die hiesige Geldaristokratie gleichfalls sehr unartig begegnet ist, hat vom Konsistorium Urlaub genommen in dem Augenblicke, wo er in den gesetzgebenden Körper treten sollte. Der verdienstvolle Mann ist vielleicht zu empfindlich. Dr. Jassoy meint, Kirschner sei nach Stuttgart gegangen, um die erledigte Pension eines Elefanten anzuschauen.«

Dazu kam, daß sich in dieser Zeit die Gestaltung des Deutschen Bundes in Frankfurt vollzog, wodurch die Aufmerksamkeit der in- und ausländischen Mächte in weit höherem Maße, als sich das später je wieder fand, auf diese Stadt gelenkt wurde; das diplomatische Spiel mit seinen Irrwegen und Heimlichkeiten wurde da, wo es sich darum handelte, auch mit den Kleinsten zu rechnen, weit offenkundiger als später, wo die Aktion wesentlich nur noch zwischen den beiden deutschen Großmächten spielte.

Mitten hinein in diese gärenden Zustände platzte der erste Band eines Buches, betitelt: »Welt und Zeit«, das wohlweislich ohne Angabe des Verfassers und mit der nicht viel mehr besagenden Verlagsfirma: »Germanien« erschien.

Die namhaftesten Schriftsteller jener Zeit bedachten das Werk, das ungeheures Aufsehen machte, mit Lob und Tadel, stellten es neben Voltaire's Pucelle und Parny's Götterkrieg und fanden darin die vollständige Entwicklung des staatsgefährlichen Systems der neuen, republikanischen Partei. Noch in den 50er Jahren, als Gervinus seine Geschichte des 19. Jahrhunderts schrieb, nannte dieser, indem er die schwächliche und zahme Publizistik der Zeit kurz nach 1815 hart beurteilte, als einzige Ausnahme die beißenden Aphorismen in »Welt und Zeit«.

Während die ersten drei Bände des Werkes ohne Angabe eines Verfassers erschienen, wird auf den späteren ein Jonathan Kurzrock, pensionierter Syndikus der ehemals freien Reichsstadt Aalen als Verfasser genannt. — Unter diesem Pseudonym verbirgt sich Jassoy, wie Freunden bereits 1819 bekannt wurde.

Damals schrieb Jochmann von Pernau, ein jung gestorbener, hoch begabter politischer Schriftsteller, von Tharand aus an Sengbusch in Riga (siehe seine von Zschokke herausgegebenen Reliquien):

»Zuerst will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes »Welt und Zeit« sind. Herausgeber des Buches und Verfasser des

größten Teiles (Jochmann hielt irrtümlich »Welt und Zeit« für das Sammelwerk mehrerer Autoren) seines Inhaltes soll sein ein Advokat in Frankfurt a. Main, Jassoy (Zschokke las fälschlich Jaffré).

»Ein tüchtiger Geschäftsmann außerdem, ziemlich bejahrt und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte es nicht jede Zeile seines Buches, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Not oder Unbesonnenheit als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborene (!) Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es getan, die er so bitter haßt.

Über »Welt und Zeit« hat bei Gelegenheit der Hundertjahr-Feier von Börnes Geburtstag Guido Weiß ein geistreiches Feuilleton in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht, dem ich hier folge. Weiß nennt Jassoy, wie bereits zeitgenössige Schriftsteller getan hatten, einen Vorgänger, ja in bescheidenem Maße ein Vorbild Börnes, ein etwas bedenkliches Lob, wenn man weiß, wie der »Jude« Börne heute geschmäht wird.

Gewiß ist, daß die Schriften Jassoys hauptsächlich durch die eingestreuten Aphorismen wirkten und daß ihm hierin Börne folgte.

»Die politischen Aphorismen Börnes«, sagt Weiß, »sind vielleicht in der Form gewandter und sind witziger zugespitzt, aber in der Schärfe, der Bestimmtheit des politischen Inhalts bleibt Jassoy der Meister, wie er auch offenkundig voransteht in positivem Wissen vom Staate. Immerhin könnte man die größere Hälfte der Maximen von Jassoy mit der größeren Hälfte der Börneschen zusammenwerfen, und es sollte dem geübtesten Kritiker nicht gelingen, die Autorschaft zu sondern. Man hat bei der Beurteilung Börnes oft, und mehr in feindseligem als freundlichem Sinne, hervorgehoben, wie er der erste gewesen sei, der in Deutschland diesen Ton der Opposition angeschlagen habe. Wer sich die Mühe gibt, an »Welt und Zeit« eine Stunde der Muße zu wenden, wird dies fortan mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten können.«

Jasoy selbst schrieb über Aphorismen, die seinem ganzen Wesen am meisten zusagten, wie folgt: »Wer kennt nicht die Werke eines Larochevoucauld, Chamfort, Levis und de Ligne? In Deutschland haben wenige diese Bahn betreten. Dies mag wohl im Nationalcharakter seinen Grund haben. Der Franzose ist absprechend; der Deutsche wird, in ängstlicher Gewissenhaftigkeit abzusprechen, oftmals umständlich, steif und breit, wodurch die Maxime — die einzige Form, den flüchtigen Augenblick zu nützen und Eindruck zu machen — an Wirkung verliert. Wer einen Katechismus des gesunden Menschenverstandes schreiben wollte, müßte notwendig die Form der Maxime wählen, wenn er die Absicht hätte, Leser zu finden. Diese Spitzen allein dringen mit unwiderstehlicher Gewalt und Kraft in den menschlichen Verstand ein und bleiben dem Gedächtnis immer gegenwärtig. Das jetzige Geschlecht ist durch das viele Lesen breit aufgetischter Ideen einem Kranken ähnlich geworden, der alle Präparate der Apotheke bis zum Ekel versucht hat. Die bisherigen Mittel wirken durchaus nicht mehr. Man muß also andere aufsuchen. Wir befinden uns gegenwärtig im Übergange von der Schwätzkunst zum Handeln,*) und selbst die Resultate dieser Periode kann man nur in der Form von Maximen erfassen. Vieles, das meiste, hat freilich nur ein Interesse des Augenblicks und muß in der Zukunft allen Wert verlieren; allein da auch unser politisches Leben hauptsächlich von der Benutzung günstiger Augenblicke abhängt, so ist doch vieles für diesen Augenblick von Wichtigkeit.«

In unserer Zeit wird das »geflügelte Wort«, werden »Aphorismen« und Sentenzen im politischen Kampfe sehr gern benutzt und erweisen sich als äußerst wirksame Waffen der Redner und Witzblätter.

Viele von Jassoys Aphorismen sind heute natürlich veraltet; ein großer Teil derselben ist aber — und das will genug sagen — immer noch aktuell. Empfindet man die Schärfe derselben nicht mehr so, wie das den ersten Lesern geschehen ist, so mögen wir uns erinnern, daß eben auf solche Vorbilder hin ein ganzes Jahrhundert hindurch weiter gebaut worden ist.

Um einen Begriff von meines Urgroßvaters Schreibweise zu geben, nehme ich einige Aphorismen heraus:

Was in den Konstitutionen die Zeit verrichten kann, muß man niemals den Menschen überlassen.

*) Heute ist es vielleicht umgekehrt.

Auch in der Staatskunst ist Essen leichter als Verdauen und unter allen Staatskrankheiten die Eroberungs-Unverdaulichkeit eine der gefährlichsten.

Die Monarchen sollten nicht reisen, oder wenigstens nur kurze Reisen machen, damit man ihre Entbehrlichkeit nicht einsehen lernt.

Bei der Erziehung, die Fürsten gewöhnlich erhalten, ist es wirklich ein Wunder, daß sie ihre Untertanen nicht für Hunde ansehen, die man mit Korallen dressiert.

Das härteste Los für einen klugen und rechtschaffenen Mann ist, wenn er im Staatsdienste öffentlich die dummen Streiche der Regierung verteidigen muß.

Es war keine geringe Kunst, die Menschen mit ihrer ganzen Glückseligkeit und sogar die alten Jungfern mit der Heirat auf das Jenseits zu verweisen.

Man muß erst ein Vaterland haben, um es lieben zu können.

Der gemeine Pöbel verlangt nach Brot und Schauspielen, der vornehme nach Titeln, Orden, Besoldungen und Pensionen.

Wer möchte nicht zur besseren Gesellschaft in der Hölle gehören, wenn alle dummen und langweiligen Kopfhänger, Heuchler und Frömmeler Plätze im Himmel erhielten?

Manche Völker bilden sich ein, sie hätten eine Staatsverfassung, wenn sie nur gedrucktes Papier besitzen.

Eine Regierung, die von den Staatsbewohnern mehr Steuern erpreßt, als sie für ihre notwendigsten Bedürfnisse gebraucht, mißbraucht die ihr anvertraute Gewalt, um das Volk zu berauben, dessen Wohl sie fördern, dessen Eigentum sie schützen sollte.

An den Höfen lebt man in ewigem Fastnachtsspiel. Alles ist maskiert, und jeder belügt und betrügt den anderen, wo er nur immer kann.

Man schaffe die bestdenkbaren Erziehungsinstitute für Kinder, dann wird man die für Eltern, wie Zuchthäuser, Irrenanstalten und Hospitäler, nur noch selten benötigen.

Möchte uns doch irgend ein Prophet, wie Hesekiel den Israeliten, verkündigen: »Und ich will ein einig Volk aus euch machen«.

Seit Jahrhunderten stritten wir um unser Recht im Himmel, jetzt streiten wir um unsere Rechte auf Erden. Damals bedrohte man die Kämpfenden mit der Hölle, heute mit der Anarchie.

Als Jakob von Schottland den englischen Thron bestieg, konnte er nur durch beider Länder Vereinigung Frankreichs Hetzereien vereiteln. Wenn sich doch Frankreich die Mühe nehmen wollte, uns ebenfalls zur Einheit zu hetzen.

Die monarchische Kleinstaaterei ist der wahre Branntwein, den man Völkern, wie Hunden, eingeben muß, wenn sie gewiß nicht wachsen sollen.

Die Regierungen verlieren meist leichter den Kopf als einzelne Menschen.

Das sicherste Zeichen von dem Niedergange der Staaten ist, wenn darinnen schon Bürger, die bloß ihre Pflicht erfüllen, Belohnung erhalten müssen.

Seit zwanzig Jahren klagten, jammerten und beteten wir aus Leibeskräften, aber zum Schluß schaffte uns doch nur das Fluchen und Draufschlagen die Franzosen vom Halse.

Wenn die Monarchen immer so vertraut mit dem Volke wie mit dem Adel gelebt hätten, so würde man niemals Revolutionen gesehen haben.

Mit den Regierungen geht es wie mit den Pferden; die guten fressen nicht mehr Hafer als die schlechten.

Durch das Fabrizieren von Verschwörungen entstehen oft wirkliche Verschwörungen gegen die Fabrikanten.

Champfort vergleicht die Franzosen mit Affen! Für was würde er uns halten? Am Ende für Affen der Affen!

Es ist gewöhnlich viel leichter, mit dem Fürsten auszukommen wie mit seinem Kammerherrn.

Hätten wir wenigstens tüchtige Hofnarren, die Fürsten und Ministern die Wahrheit unverblümt sagen, wenn die Landstände versagen.

Über Dinge, die jedem unverbildeten Schulknaben heute lächerlich vorkommen, ist schon das meiste Menschenblut vergossen worden.

Wer jemals in seinem Leben auf einem Kongresse war, kann von einem anderen Kongresse gewiß nichts hoffen.

Viele Menschen bilden sich wirklich ein, daß sich mit ihrem Vermögen auch ihr Verstand vermehrt habe.

Wenn der Heiratsmarsch getrommelt wird, treten alle erwachsenen Mädchen sogleich unter das Gewehr.

Gebildete Leute ertragen lieber den Despotismus als die Pöbelherrschaft.

Man hört oft, daß sich Kaufleute untereinander nur wie Summen beurteilen; eine Bescheidenheit, deren sie sich selbst nicht bewußt zu sein scheinen.

Die Liebe hat keine Religion, und die strengen Religionen haben keine Liebe.

Bei Steuerprojekten sind gewöhnlich alle Parteien im voraus darüber einig, nichts aus eigenem Beutel zu zahlen.

Manche unserer Minister sollte man billig nach der Walachei verpflanzen, weil sie dort wirklich liberal wären.

Menschen, die ihre Herrscherkunst und Gewalt in jeder Viertelstunde zeigen wollen, gehört keine Macht.

Die Reitkunst ist die einzige Kunst, die Fürsten gut lernen, weil die Pferde keine Schmeichler sind und ungeschickte Reiter abwerfen.

Welches Vertrauen die Höfe auf die menschliche Dummheit setzen, erhellt allein daraus, daß man in unserer Zeit die sogenannten Rechte der Legitimität, die die Geschichte aller Zeiten zuschanden gemacht hat, von neuem öffentlich als Grundlage unseres politischen Lebens aufzustellen wagt.

Was bringt die Zukunft unserer eben neu geschaffenen »Acht- unddreißig-Einigkeit«? Wird dieser unbehilfliche Staatskörper, ohne Zusammenhang, ohne Einheit des Willens und der Kraft, der schon seiner Zusammensetzung nach gleichsam vom Zufalle regiert wird, bestehen können und äußere Feinde im Respekt erhalten?

Drei Fälle sind möglich. Die Franzosen bleiben ruhig und denken nicht an das linke Rheinufer. Dann fragen die Herren mit wichtiger Miene: Ist ein solcher Körper nicht dauerhaft? Oder der Tanz geht von neuem an. Nun, dann läuft man nochmals fort, regiert aus der Ferne, läßt sich in besondere Unterhandlungen ein, erbettelt oder erkauft mit dem Gelde der Länder Separatfrieden, und das arme Deutschland wird nochmals ausgeplündert und verhöhnt. Aber dann gibt es auch Gesandtschaften, Dosen, Ringe und allerlei sonstige gute Dinge, und am Ende ist alles dieses doch für uns nur gewohnte Kost, die wir schon zweimal versucht haben und wahrscheinlich in unserer unermüdlichen Geduld noch zum dritten Male versuchen werden. Oder man macht, der unwahrscheinlichste Fall — gegen einen neuen Napoleon einen allgemeinen Krieg (denn er setzt voraus, daß die achtunddreißig verschiedenen souveränen Willen und Kräfte nicht egoistisch abgeschlossen, sondern einig seien) — dann erhält unsere Jugend die gnädige Erlaubnis, die Fehler der Federn mit ihrem Herzblute abzuwaschen.

Wenn wir so viel Mühe und Kosten auf die Verbesserung der Menschen verwendet hätten wie auf die Verbesserung der Pferderassen, so wären unsere politischen Übel längst geheilt.

Fortschritte der Kultur in Deutschland. Die Uniform der kurfürstlichen Garde in Kassel hat, auf höchsten Befehl, folgende Veränderung erhalten: Die Säbel, die bisher um den Leib getragen wurden, sollen in Zukunft über die Schulter gehängt werden.

Was kann aus einem Volke werden, das nicht nach Kraft, Wissen und Tüchtigkeit, sondern bloß nach dem Wörtchen »von« strebt.

Auch in der Politik ist halb vorwärts und halb rückwärts eine sehr schlechte Bewegung.

Wir sind keine Griechen, aber Kriecher.

Manche Schriftsteller und Politiker bilden sich ein, ihre Werke würden alle Schwierigkeiten heben und das Reich der Vernunft ohne Blut herbeiführen.

Je stärker das Bewußtsein innerer Erbärmlichkeit im Menschen ist, um so größer ist sein Bestreben nach äußerer Auszeichnung.

Starken Staaten schadet keine Meinung! Wo kein Pulver liegt, braucht man das Rauchen nicht zu verbieten.

Das Verbot der Schriften allein reizt die Menschen, sie zu lesen. Wenn man nie Bücher verboten hätte, würden die meisten verbotenen Bücher auch von niemand gelesen worden sein.

Für jedes Volk gibt es besondere Staatsformen.

Nur wenn Volksstämme einer Sprache die Geburtsschmerzen ihrer Vereinigung überstanden haben, treten sie in das große Weltleben. Vorher vegetieren sie bloß.

Völker, welche lange unter despotischen Staatsformen leben, verlieren alle äußeren Zeichen der Kraft, des Mutes und der Menschenwürde. Sie gleichen den willenlos gewordenen Haustieren.

Gute Ärzte verschreiben wenig und große Staatsmänner regieren wenig.

Wir treiben mit den Frauen den Götzendienst der Heuchelei. Wenn die Weiber anfangen werden, sich der Erbärmlichkeit der Männer zu schämen, wird es besser im Staate werden.

Wenn reisende Dorfkomödianten öffentlich ihre Garderobe auspacken, so lacht auch der dümmste Hausknecht über ihre Lumperei. — So geht es auch mit anderen viel bewunderten Dingen!

Einstens hatte man große Verdienste ohne Güter, Bänder und Orden; jetzt sehen wir oft große Dotationen, Bänder und Ordenssterne ohne Verdienste.

Es gibt Menschen, die durch das äußere Zeichen der Ehre die innere Ehre entbehren zu können glauben.

Philisterschaft und Spießbürgerei sind eigene Produkte unserer Zeit. An scrophulösen und rhachitischen Kindern erkennt man ungesunde Ehen.

Die Selbstzufriedenheit eines Dummkopfes muß das größte Glück auf Erden sein.

Das dummste Vieh ist ein gelehrtes Vieh.

Hoffentlich werden künftige Geschlechter unsere Gesetze und Rechte wenigstens nur »cum beneficio legis et inventarii« antreten.

Die Narren, die für die Geliebte sterben, sind bei weitem noch nicht die größten.

Die meisten politischen Tadler schreien wie Kinder nur so lange, bis man ihnen zu essen gibt.

Viele, die sich selbst für verrückt ansehen würden, wenn sie das Amt ihres Kutschers, Gärtners, Arztes oder Advokaten für erblich erklären und dem Erstgeborenen dieser Leute ihre Pferde, Gärten, Gesundheit oder Prozesse anvertrauen sollten, finden es ganz natürlich, daß ihre Fürsten auf diese Art entstehen.

Der sog. Patriotismus ist oft weiter nichts als mit schönen Phrasen überfirnister Egoismus.

Wie unter den Hunden gibt es auch unter den Menschen noch mächtige Abstufungen in der Kriecherei.

Wenn bei den Menschen die Verwirrung der Ideen ihren höchsten Stand erreicht hat, übernehmen gewöhnlich die Fäuste die Erläuterung und diese ist selten die beste.

Man findet oft Menschen, die anderen den besten Rat geben, für sich selbst aber immer den schlechtesten behalten.

Nichts ist bei den meisten Menschen schwächer als das Ehrgefühl, sobald dasselbe mit dem Eigennutze in Konflikt kommt; da heißt es stets: »Un peu de honte est vite passée«.

Wer unter Millionen Menschen einen Einzigen gefunden hat, auf den er in allen Fällen zählen kann, darf von Glück sagen.

Wenn es bei uns nicht mehr so viele Männer und Mädchen geben wird, die durch ihre wirtschaftliche Lage zur Ehelosigkeit verdammt sind, werden die Irrenhäuser weit weniger bevölkert sein.

Die schrecklichste Frucht des Luxus im Staate ist die Ehelosigkeit. Die Frauen nähren den Luxus und er erwürgt aus Dankbarkeit das Lebensglück ihres Geschlechtes.

Solange wir von der Physik noch kaum das ABC kennen, sollte man die Metaphysik ruhen lassen.

Der Pöbel sieht Freunde und Feinde mit gleichem Vergnügen — gehängt werden.

Zöge man der sog. vornehmen Welt schlechte Kleider an, sie würde oft als die allgermeinste Welt dastehen.

Wie verdorben wir sind, erhellt schon daraus, daß wir die für Narren ansehen, die alle Menschen für gut halten.

Wenn die Volkesstimme Gottesstimme wäre, würden die Propheten gewiß überflüssig gewesen sein.

Der Degen löst am Ende alle politischen Fragen und Rätsel.

Der Knabe zertrümmert oft in einem Augenblick, was die Weisheit der Väter in Jahrhunderten schuf.

Wenn das Weib den Sinn für seine Bestimmung verloren hat, ist es auch für sich selbst verloren.

Die sogenannte »gute« Gesellschaft wird von Jahr zu Jahr immer schlechter.

Um Recht zu tun in der Welt, braucht man nur sehr wenig zu wissen, aber um mit Sicherheit Unrecht tun zu können, muß man — die Rechte studieren.

Kleine Geister verstehen die großen Männer ihrer Zeit wie Kelleresel einen Elefanten.

Hätte man sonst keinen Grund, die Einheit Deutschlands herzustellen, so müßte es schon allein darum geschehen, weil es unsere Nachbarn nicht wollen.

Wer die Größe eines Menschen nach dem Erfolge seiner Unternehmungen mißt, muß vor allem die Gegner genau kennen. Den Lahmen überholt leicht der Hinkende.

Duellanten und Klopffechter verdienen keine Achtung, sondern höchstens Beifall für ihre Kunstfertigkeit. Die Soldatenehre ist von dem Vaterlande untrennbar.

Große Städte sind gewöhnlich die gemeinschaftlichen Wohnsitze des Reichtums und des Elends. Sie gleichen einem Balle, auf dem wohlgenährte Damen und Herren in Gold und Seide gehüllt traulich mit verhungerten und verlumpten Bettlern tanzen. Ein Anblick, bei dem der Menschenfreund nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll.

Männer verwahren besser anvertraute Geheimnisse als die eigenen. Frauen verwahren umgekehrt nichts besser als eigene Geheimnisse.

Leute, die aus niederem Stande zu hohen Ehren emporsteigen, stolpern ewig über die Schleppe des eigenen Purpurmantels.

Wer trunken eine schlechte Tat begeht, brütet nüchtern über schlechten Plänen.

Ruhe in einem Staate zeugt noch nicht von dem Glück der Bewohner. Durch die Bremse gezwängte Pferde dulden ja auch ruhig die schmerzhaftesten Operationen.

Gleich beschädigten Uhren, deren Zeiger und Glocke einander widersprechen, schlägt die Torheit des Alters noch immer sechse, indem die Natur schon auf zwölfte hinweist.

Wie würde sich mancher schämen müssen, wenn das Publikum die Triebfedern seiner sogenannten wohlthätigen Handlungen kennte.

Das Point d'honneur ist eine Art von Schein-Redlichkeit; ist in der Gesellschaft, in der keine Tugend mehr gefunden wird, ihr verächtlicher aber notwendiger Stellvertreter, ist Papiergeld, das man im Handel nimmt, weil nicht genug Bargeld vorhanden ist.

Will man gleichgültig gegen den Reichtum werden, so betrachte man das Leben der Reichen. Denn, gleich wie viel Wissen lehrt, wie wenig der Mensch weiß und wissen kann, so zeigt großer Reichtum, wie wenig er zu genießen vermag.

Nichts trifft man häufiger zusammen als Prunksucht und Knickerei.

Wenn jemand vernünftigen Leuten den Antrag macht, eine Behauptung, etwa die, daß $2 \text{ mal } 2 = 5$ sei, auf den Ausschlag eines Würfelspiels ankommen zu lassen, so weiß man schon, was alle Welt darauf antworten würde. Greift aber derselbe Tor, statt nach Würfeln, zu Pistolen, so erhält die Sache ein anderes Ansehen, denn Lüge wird Wahrheit, Diebstahl zum Recht, wenn man sie nur im Duell verteidigt. Das Vorurteil ist so unmenschlich, zu glauben, daß die schwerste Beleidigung durch einen Degenstoß gut gemacht werden könne, und daß man niemand Unrecht getan hat, wenn man den Gegner im Zweikampf erlegt.

Unseren Urteilen geht's wie unseren Uhren. Sie stimmen nie ganz überein, aber jeder traut bloß dem Seinigen.

Der Selbstmord ist der kühne und verwegene Wille, sich vor das Angesicht des Schöpfers zu stellen und ihn zu fragen: »Warum hast Du mich unglücklich gemacht?«.

Es gibt Leute, die die Geographie bloß nach den Leckerbissen studiert haben, die man in gewissen Ländern findet. Sie kennen Nürnberg wegen der Lebkuchen, Westfalen wegen der Schinken, Indien wegen der Schwalbennester und Rußland wegen des Caviars.

Nichts ist lächerlicher als die Titelsucht der Deutschen. Ein witziger Franzose nannte einen fürstlichen Leibarzt stets: *Medicin du ventre de Son Altesse* und den Zuchthausinspektor: *Inspecteur des filoux de Son Altesse*. Ein Ordensband, das ohne Unterschied so ziemlich allen gegeben wurde, nannte er: *Collier à toutes les bêtes*.

Vor dem großen Jesuitenkolleg in Rom herrscht stets ein starker Luftzug. Die Römer erklären sich dies so:

Der Teufel und der Wind gingen einst in Rom spazieren und als sie an das Jesuitenkloster kamen, sagte der Teufel zu seinem Begleiter: »Warte einen Augenblick, ich habe etwas mit den ehrwürdigen Vätern zu sprechen.« Der Wind sagte zu, aber der Teufel kam nicht zurück, und so wartet der gutherzige Wind, gebunden durch sein Wort, noch immer vor dem Kollegium.

Über die Bekehrung eines einzigen Sünders, sagt die heilige Schrift, ist im Himmel mehr Freude als über dreißig Gerechte. Dagegen ist auf der Erde unter den ruchlosen Menschenkindern viel mehr Freude über den Fall eines Gerechten als über die Bekehrung von dreißig Sündern. Das wäre demnach der Unterschied zwischen Engeln und Menschen.

Bei dem Tode für die Religion und deren Sekten fehlt immer die Einwilligung des Himmels.

Das Sprichwort: »Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe« gehört in einen Hundekatechismus.

Das dummste Zeug auf Erden hat doch wohl die Theologie zu Markte gebracht.

Es ist nicht zu leugnen, daß manches in den jetzigen Schulen besser gelehrt wird als früherhin, aber den alten gesunden Verstand bebaut man offenbar darin viel schlechter als vormals.

Nach den Diamanten ist das härteste Ding ein Pfaffenkopf.

Der Luxus ist die beste Kupplerin des Despotismus.

Hoffnungen machen den Mund groß, Erfahrungen klein.

Wir haben es in Heuchelei und Verstellung soweit gebracht, daß außer den Narren nur noch die kleinen Kinder wahr sind.

Vielen Leuten hört man es gleich an, welchen Artikel im Konversationslexikon sie gerade heute gelesen haben.

Es berauschen sich weit mehr Menschen in Illusionen und Hoffnungen als im Wein.

Die Eitelkeit ist imstande, auch den bittersten Spott für ein Kompliment anzusehen.

In jeder Familie gibt es ein hart gekochtes Ei.

Auch in der größten Eile kann man jedes erwachsene Frauenzimmer wieder zum Sitzen bringen, wenn man ihr eine Liebes- oder Heiratsgeschichte erzählt.

Die Deutschen sind so bescheiden, daß sie sogar glauben, es gebühre ihnen wenig Glück. Wenn daher einer von ihnen die Treppe herunterfällt und nur den Arm bricht, so gratuliert ihm jeder, daß er nicht den Hals gebrochen habe; wer durch Diebstahl viel einbüßt, muß hören, daß er glücklich sei, nicht alles verloren zu haben oder gar ermordet zu sein; in anderen Ländern, wo die Leute glauben, daß ihnen alles gute zukommen müsse, weiß man von diesen Gratulationen nichts, und die Franzosen nennen ein solches Glück: Bonheur allemand.

Die Ansprüche der Menschen wachsen mit ihrer Dummheit.

Die Mittelmäßigkeit behandelt sich gegenseitig mit größter Achtung, so wie Bediente und Mägde untereinander per Sie reden.

Einem Manne von Verstand fällt nichts schwerer als der Glaube.

Durch die persönlichen Schwächen der Herrscher werden dem Staate nur selten große Übel zugezogen, wohl aber durch den Mißbrauch, den Ehrgeizige und Ränkemacher mit denselben treiben. Daher sind einsichtsvolle, mutige, redliche Staatsdiener die sichersten und stärksten Stützen des Thrones.

Die französischen Dichter sehen nach dem Rheine, wie ehemals die Juden nach den Fleischtöpfen von Egypten. Mit gleichem Rechte können wir Deutsche uns nach dem Elsaß, Lotharingen und dem alten burgundischen Reiche umsehen. Frankreich kann wohl bei unserer politischen Zerstückelung das linke Rheinufer nochmals erobern, aber es wird dieses Land sofort wieder verlieren, wenn Deutschland zur Einheit der Gesinnung gekommen ist.

Regierungen, die die Zunft der Lichtlöscher begünstigen, müssen am Ende selbst im Dunkeln tappen.

Wo die kirchlichen Mythen durch die Staatsgewalt am meisten unterstützt werden, ist der christliche Unglaube am größten; siehe Rom.

Einst lebte der Staat von den Menschen, jetzt lebt fast ein Drittel der Menschen vom Staate.

Brautstand hat so vielen Reiz für das schöne Geschlecht, daß auch die ältesten und häßlichsten Weiber noch auf ihrem Totenbette Bräute Christi sein wollen, während es doch keinem Manne einfällt, im Himmel der Jungfrau Maria Hochzeiter zu werden.

Auf sechs Kongressen hat man seither vergeblich in Europa Frieden, Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit der Völker herzustellen versucht und sind zu diesem Zwecke vier Staaten militärisch besetzt worden. Wenn wir nur, ein so schönes Ziel wirklich zu erreichen, nicht am Ende noch sechs neue Kriege erleben müssen.

Wirkliche Staatsfehler einzusehen, sind nur wenige Menschen fähig und diese kennen auch die Schwierigkeiten, mit denen die Regierungen zu kämpfen haben. Bei dem Versuche, die Tadler an die Stelle der Getadelten zu setzen, würde der Staat gewiß in noch größere Verwirrung geraten.

Regierungen sollten Pamphlete ruhig über sich ergehen lassen und dem wachsenden öffentlichen Verstande vertrauen, statt durch Gewaltmittel den natürlichen Lauf der Dinge zu übereilen. In England erscheinen jährlich 100 Spottbilder über den Hof und die Minister und doch schreit das Volk bei jeder Gelegenheit in größtem Jubel: God save the King.

Der Eltern Torheiten pflanzen sich weit sicherer auf die Kinder fort als ihr Verstand.

Die sogenannte Frömmigkeit ist gewöhnlich nur das Kupfergeld derer, die keine Silbermünze des Verstandes besitzen.

Es ist eine der größten Sünden des Pfaffentums, so lange Zeit das freie Studium der Naturgeschichte gehindert zu haben und noch heute zu hindern.

Gibt es denn gar kein Mittel, die Unzufriedenheit des Volkes aufhören zu machen? fragte ein Einfaltspinsel. O ja, sagte ein witziger Kopf, der König muß nur jedem ein gutes Jahresgehalt geben.

Den hohen Versuch, Könige zu Göttern zu erheben, überlasse man ruhig den Hofpredigern und Geburtstagsodenfabrikanten.

Die große Kunst der Erziehung ist, wenig zu erziehen und die größte Kunst der Regierung, wenig zu regieren.

Auch für die Regierer ist Reden Silber und Schweigen Gold.

Eine Liebhaberei, auf welche die Regenten am seltensten verfallen, ist die Liebhaberei an der Veredelung der Menschen. Die an Menagerien, Statuen, Gemälden, Bauten, Kriegen, Tierhetzen und Tänzerinnen findet man häufig in der Geschichte.

Bei dem gewaltsamen Niederwerfen eines Feindes ist stets zu bedenken, wie es gehen wird, wenn er wieder aufsteht.

Wenn ein junger Mann mit einem älteren Frauenzimmer in Liebeshändel gerät, kann man versichert sein, daß sie sich ihm an den Hals geworfen habe.

Das Sprichwort sagt: Not bricht Eisen, aber im Staatsleben hat das Eisen leider schon gar oft die Not brechen müssen.

Bei dem jetzigen wandelbaren politischen Winde stehen sich die Wetterfahnen am besten.

»Du mußt die Bibel mit kindlichem Sinn lesen«, hört man heutzutage unsere Frommen den Zweiflern zurufen! Wenn das soviel heißt als: »Du mußt dir einen Kindskopf aufschrauben, um alles wörtlich zu glauben, was gedruckt ist«, so dürfte es eine schwere Aufgabe für die Verständigen bleiben.

Es fehlt in Deutschland nicht an Männern, die Geist, Wissen und den besten Willen haben, wohl aber an solchen, die hohen, klaren, praktischen Verstand besitzen.

Wenn die Kirche ohne die Herrschsucht, den Geldgeiz, die Verderbnis und Heuchelei des Pfaffentums denkbar wäre, könnte man sie wohl über den Staat setzen.

Manche Regierungen glauben wirklich, daß man den Menschen mit dem Korporalstock und Polizeiprügel Vaterlandsliebe einbläuen könnte.

Die Franzosen sind zu leichtsinnig, abenteuerlich, eitel und oberflächlich, wir zu starrköpfig, schwerfällig, unpraktisch und pedantisch für die Demokratie.

In der Politik wird öfter das Heilmittel, das man gegen Staatsübel braucht, mit der Zeit selbst wieder eine neue Staatskrankheit.

Es ist eine große Ungeschicklichkeit der Regierungen, wenn sie bei Volkswahlen Ränke machen, denn dadurch entsteht der Reiz des Widerstandes und allgemeines Vertrauen zu den Verfolgten.

An große Stiefel und große Reputationen hängt sich der meiste Dreck.

Ein einziger energischer Kopf ist dem Staate nützlicher als 1000 bloß rechtschaffene Leute mit all ihren frommen Wünschen.

Das Übermaß des Adels im Staate ist darum weniger gefährlich als das Übermaß der Geistlichkeit, weil der Luxus dem Adel die eingezogenen Kräfte des Landes größtenteils wieder auspreßt, während das Pfaffentum alles zur toten Hand bringt und höchstens heuchlerischen Bettlern die Suppen reicht, die ihm selbst viel zu schlecht sind.

Laßt die Jugend lachen und froh sein! Die Zeit der Tränen erreicht sie nur allzufrüh.

Unglück mit Kindern beginnt oft schon in der vorhergehenden Generation.

Wer Übung im Romanlesen hat, kann fast immer nach den ersten zehn Seiten das Ende erraten.

Wenn die Kinder bei ihrer Geburt sehen könnten, was ihnen das Leben bieten wird, so müßten die meisten aus Schreck und Angst wieder gern in den Mutterleib zurückkriechen wollen.

Alles schimpft und tobt gegen die politisch-satirischen Köpfe, die mit scharfen Pillen die Schlechtigkeiten und Torheiten ihrer Zeit abzuführen streben, aber die so sehr erzürnten Herren müssen dem ohngeachtet doch — auf den Nachtstuhl gehen.

Frauen halten nur die Männer für interessant, von denen sie selbst als interessant erklärt werden!

Der Geist blitzt, der Fleiß sitzt und die Dummheit schwitzt.

Nur Wahrheit beleidigt die Menschen.

Wir sehen oft, daß das Wechseln des Arztes schon manchen Kranken wieder auf die Beine gebracht hat. Wer aber von dem Zusammentreten mehrerer Ärzte erwartet, daß sie, mit Beiseitsetzung aller Eitelkeit, allen Eigennutzes und Eigensinns zu seinen Gunsten ein besseres Resultat herbeiführen würden, kennt die Menschen nicht. Ebenso geht es ganzen Völkern, denen Regierungsänderungen oft herrliche Dienste geleistet haben, aber Kongresse mit anderen Mächten noch niemals nützlich gewesen sind.

Man hört täglich behaupten, der Witz vermöge auch das Heiligste herabzuwürdigen und lächerlich zu machen. Aber in Wahrheit hat doch nichts mit Erfolg lächerlich gemacht werden können, was nicht im Grunde vor dem Richterstuhl einer höheren Vernunft schon lächerlich gewesen ist. Antasten kann der freche Witz wohl alles, aber wirklich unterliegen wird ihm keine einzige gesunde Idee. Unsere heutigen Götzendiener sehen aber vieles für Heiligtümer an, worüber man schon vor Jahrtausenden gelacht hat.

Wenn der Besitz von Metall allein zur Stellvertretung eines Volkes qualifiziert, so kann man ebensogut silberne Teekannen und kupferne Waschkessel als Repräsentanten wählen.

Seit die Wucherer am Staate reich werden können, hat die Bewucherung von Privatpersonen nachgelassen.

6000 Jahre soll die Welt bestehen, und noch wissen die Menschen nicht, was sie glauben und wie sie am besten regiert werden sollen. Welche Ursache haben wir also, auf unsere Kultur stolz zu sein?

Nachbarstaaten und Nachbarfrauen geben nicht viel auf gegenseitige Liebesversicherungen.

Um die Konjugation: Ich liebe! dreht sich fast die ganze Weltgeschichte.

Das Schicksal meint es oft besser mit uns als wir selbst.

In leeren Köpfen nisten die Prätensionen am liebsten.

In keinem Lande ist der Regierungen Kunst, die besseren Köpfe herabzuwürdigen, zu prostituieren und so des Beifalls der öffentlichen Meinung zu berauben, gründlicher studiert und mit gleich gutem Erfolge betrieben worden als in Frankreich.

In den Köpfen vieler Menschen steht keine Wahrheit so fest, daß sie nicht von der ersten Mode gewordenen Torheit umgeworfen werden könnte.

Die großen politischen Plusmacher (Eroberungsprojektanten) sind den Staaten noch weit gefährlicher als die kleinen kameralistischen Plusmacher.

Unter die vielen Tollheiten, die die Kirche ausgebrütet hat, gehört auch die, daß der Mensch keinen Anspruch auf Lebensglück habe. Das irdische Leben sei eine immerwährende Sühne, in der man nur Opfer bringen müsse. Oben wäre dann das Heil! Das merkwürdigste bei dieser Hirngeburt ist aber, daß, sobald sie zur Anwendung kommt, die Herren der Kirche die Sache so spielen, daß bei dieser Sühne nur das Volk das Opfertier spielen soll.

Unsere Urenkel werden sich vielleicht wundern über unsere politische Feigheit. »Warum fängst Du nicht selbst an, Deinen Verstand im öffentlichen Leben zu gebrauchen?« fragte ein Tropf einen klugen und charaktervollen Mann. »Weil ich im voraus weiß,« antwortete dieser, »daß mir die Tröpfe wie Du nicht folgen werden und mich vielmehr noch auslachen würden, wenn ich allein stünde.«

Junge Leute, die von der Universität kommen, vergessen oft in ihrem Dünkel, daß die Älteren auch dort gewesen sind.

Die gewöhnlichen Tugenden der Menschen sind, beim Lichte betrachtet, fast immer nur hübsch dekorierte Fehler, Mängel, Gebrechen und Schwächen.

Fast alle Huldigungen, die der Genialität gebracht werden, sind so eingerichtet, daß ein Teil des Glanzes mit auf die Huldigenden fällt.

Die dummen Streiche der Menschen sind nur zu oft die fruchtbaren Mütter ihrer schlechten Streiche.

Viele Monarchen verachteten Spottreden über ihre Person. Wie beispielsweise Friedrich der Große und Josef der II. darüber dachten, ist bekannt genug. Aber die Herren Minister waren immer viel kitzlicher als die Monarchen.

Wenn wir unsere bürgerlichen Verhältnisse unter einander und unser Verhältnis zum Staate nicht auf die unverdorbene Natur der Menschen gründen, werden sie ewig nichts taugen.

Es gibt keine politische Versammlung, in der sich nicht eine bedeutende Zahl Schwachköpfe befände. Nur das Mehr oder Weniger dieses notwendigen Ingredienztes entscheidet über den Wert der Versammlung.

Alle Throne sollten, wie Edelsteine von hohem Werte, à jour gefaßt sein. Die wichtige Geheimniskrämerei in Staatssachen und das Folio-Unterlegen bei Brillanten erregt nur Argwohn.

Der Trieb zur Einheit bei den Völkern ist ihr Erhaltungstrieb.

Die Behauptung, daß in jedem Staate ein mächtiger Erbadel unentbehrlich sei, ist ebenso logisch richtig wie die, daß in jedem Haushalte eine Katze da sein müsse, die den Braten frißt.

Es gibt Kinderkrankheiten der Einzelnen wie ganzer Völker; sie sind besonders gefährlich, wenn sie die Erwachsenen befallen. Zu diesen Kinderkrankheiten gehört der infektiöse Kirchenglaube. Wohl dem Staate, der durch die Konfessionsstarre nicht dauernd blind, taubdumm oder gelähmt wird, und bei dem nicht in der Folge byzantinische oder englische Krankheit sich einstellt.

Die Dummen brauchen in der Religion Hölle und Teufel, im Staatsleben Despoten und Pfaffen.

Ich habe Menschen gekannt, die ihr ganzes Leben lang nichts gerührt hat, wie am Ende desselben der Schlag.

Die, die den Wert des Lebens bloß nach seiner Länge beurteilen, und dasselbe gleichsam mit der Elle ausmessen wollen, wissen nicht, was leben heißt. Nur wer das Höchste, was Geist und Herz im Menschen dem Menschen zu geben vermögen, gefunden hat, hat gelebt. Das Übrige ist bloß ein Vegetieren.

Die sonderbarsten Leute sind die, die sogar mit sich selbst immer Komödie spielen. Ihre Zahl ist größer als man glaubt.

Die Pfaffen der ganzen Welt unterscheiden sich nur durch die Kleider.

Es gibt Gesichter, deren Anblick allein schon wehe tut.

Überall berühren sich die Extreme! So erzeugt die frühere Weinsucht spätere Wassersucht.

Phrasenreiche Leute sind auch oftmals interessant! Man hat nur keine Zeit, sie anzuhören und dieses nehmen sie gewaltig übel.

Junge Leute müssen erst Bengel sein, wenn sie Bäume werden wollen.

Papst Gregor der VII. war der ärgste Demokrat der Welt. Er behauptete in seinem Briefe an Heriman, Bischof von Metz, daß der Teufel selbst die Monarchie erfunden habe.

Unbesonnene unklare Freunde schaden uns weit mehr als offene Feinde.

Wer möchte sich nicht gern der Partei derer anschließen, die ohne jeden Eigennutz nur Wahrheit und Recht wollen, wenn es bloß eine solche Partei gäbe!

Unsere so sehr gewachsene und gepriesene, anstandsvolle äußere Sittlichkeit hat das sonderbare Resultat, daß überall jährlich mehr uneheliche Kinder zum Vorschein kommen.

Könnte man die wahre Herkunft unserer sogenannten ältesten Geschlechter genau feststellen, so würden sehr unerwartete Dinge zum Vorschein kommen und der Adelsstolz große Niederlage erleiden.

Der Mangel an Takt vieler Menschen verdirbt oft in einer Minute mehr, als der höchste Verstand in Jahren wieder gut machen kann.

Kein Volk treibt solche Autoritätsabgötterei wie wir Deutschen. Wir sind Geisteslahme, die sich ohne Krücken nicht bewegen können.

Im ganzen geht die Weltkultur, trotz aller Verfinsterungsversuche, doch immer vorwärts. Die Kurzsichtigen meinen nur, daß die Welt stille steht, wenn sie den Fortschritt nicht auch gleich in ihrem Dorfe sehen und ihr schlechter Bürgermeister noch immer im Amt bleibt.

Würde die gegenseitige Duldung nicht wesentliche Fortschritte machen, wenn man Kindern in der Religionsstunde außer den großen ethischen Grundgesetzen nur noch völlig objektiv vortragen würde, was alles von den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten in kirchlichen Dingen für wahr gehalten worden ist und noch für wahr gehalten wird.

Es ist schon oft versucht worden, den blinden Glauben zum Modestück zu machen, aber ganz gelungen ist es noch nie!

Niemand täuscht sich leichter über den Gang von Begebenheiten als die gescheuten, weltfremden ehrlichen Leute, die das Gute wollen. — Sie rechnen auf den Verstand der Menge und diese ist in ewiger Torheit versunken. Sie glauben an ein Rechtsgefühl, das nur in ihrem Herzen wohnt. Sie wännen, man werde in gewissen Verhältnissen den besten, klügsten Weg einschlagen und niemand außer ihnen denkt den Ochsenpfad der Dummheit, die Chaussee des Vorurteils und Eigennutzes zu verlassen. Sie wollen freie Menschen schaffen, die Menschen aber Knechte bleiben und sich bloß über den höheren oder niederen Grad ihrer Sklaverei streiten.

Die Regierungskunst besteht oft darin, mit sehr vornehmem Anstand und schönen Phrasen — gar nichts zu tun.

An Landräten fehlt es gottlob nicht mehr und doch ist das Land so oft ohne Rat!

Wir tadeln mit zuversichtlicher Anmaßung gar vieles an Engländern, noch mehr an den Franzosen und Russen. Ich habe indessen geistreiche Vertreter dieser Länder so bitter und wahr über unsere Eigentümlichkeiten scherzen und spotten hören, daß ich sehr gern mein Vaterland verleugnet hätte!

Viele Menschen vergessen, daß Witz keine Grobheit und Satire keine Flegelei zu sein braucht.

Unsere Philosophen haben es in der Abstraktion soweit gebracht, daß man wirklich von aller gesunden Vernunft abstrahieren muß, um sie zu verstehen und sich am Ende Glück zu wünschen hat, wenn man sie nicht versteht.

Die rationellen Empiriker im Staate sind den bloßen Theoretikern ebenso überlegen wie die Empiriker in der Medizin den Kompendien-schreibern.

Wer die große Zahl der Haustyranen kennt, wird sich nicht wundern, auch auf dem Throne manchmal Tyrannen zu sehen!

Ein Herbarium von Ministerphysionomien der letzten 20 Jahre mit Namen, Standort, Eigenschaften und Blütezeit sollte in keiner Staats-sammlung fehlen.

Die Natur ist ein ausgemachter Jesuit! Der Zweck heiligt alle ihre Mittel. Man sollte ihr billig politische Moral predigen, damit sie das legitim Bestehende mehr achten lernte.

Eigenlob stinkt! Ich habe schon viele lange und breite Deduktionen über unsere deutsche Treue, Sittlichkeit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit gehört. Der Abwechslung wegen möchte ich nun auch eine unparteiische Abhandlung über unsere politische Dummheit und Erbärmlichkeit in den letzten drei Jahrhunderten lesen.

Man sagt, die Franzosen seien zwar unruhig, begehrlieh und neuerungssüchtig, allein ihr letzter Leibarzt Bonaparte hätte sie doch mit den vielen verordneten weiten Spaziergängen und Aderlassen müde gemacht, auch hätte bei ihnen die Erinnerung an die Erkältung, die sie sich in Rußland durch übermäßigen Genuß von Gefrorenem zugezogen sowie an die teuren Gegenbesuche ihrer Nachbarn reiferes Nachdenken erzeugt, sodaß sie in Zukunft mit größerer Besonnenheit zu Werke gehen würden.

Ich fürchte nur, daß wenn die erste Müdigkeit überwunden ist und der dauernde Senfreiz unserer Uneinigkeit ihnen wieder Appetit gemacht haben wird, ein neuer Bonaparte mit dem gutmütigen, leichtsinnigen Volke ebenso leichtes Spiel haben wird. Er braucht zudem nur Paris zu regieren, und die Departements machen, wie bei einem Storchnabel, alles sofort nach.

Was an Jassoys Schreibweise besonders wohlthut, ist nicht nur, daß — wie der oben erwähnte Jochmann betont — nirgends der rohe Ton gehört wird, der bei neu erwachendem Parteileben so oft deren Wortführern eigen ist, die Zeichen eines reif ausgebildeten politischen Studiums, das nicht mehr an Schlagwörtern hängt, treten auch sonst hervor. (Die Erfahrungen auf dem Wiener Kongresse waren Jassoy eine gute Schule gewesen.)

Ihm kommt es nicht, und das war damals, wo die französischen Staatslehren den deutschen Liberalismus beherrschten, nicht wenig, auf die äußere Form des Staates an, sondern er will ihn im Volke begründet sehen durch eine bis nach unten gegliederte Selbstverwaltung. Er erkennt, daß jedes Volk seine besondere, aus der Geschichte erwachsene Staatsform benötige und er spottet über die Utopisten, die erst tabula

rasa verlangen, ehe ihre Hirngespinnste gedeihen können. Eine besondere Gereiztheit verrät Jassoy nur gegen die Philisterei, das Mucker- und Pfaffentum und die damals modische romantische Schwärmerei für das deutsche Mittelalter. Der höchste Grad von Volksfreiheit kann seiner Ansicht nach nur in großen und sprachlich geeinten Staaten auf republikanischer Grundlage erlangt werden. Wenn aber das Volk nicht reif sei, werde mit politischen Theorien nichts Gutes bewirkt. Einzelne Köpfe, selbst an der Spitze des Staates, entscheiden wenig und nützen nur, wenn ihr Maßregeln der Nationalbildung angemessen sind. »Ehe man Regenten tadele«, sagt Jassoy, »solle man erstlich die Leibschäden der Völker untersuchen und heilen. Manche Regenten seien noch viel zu gut gewesen für das Volk, das sie beherrschten«, und an anderer Stelle: »Wir sahen oft herrliche Blumen auf dem Throne und Disteln im Volke. Wenn es einmal nur Blumen im Volke gibt, sieht man auch bald keine Disteln mehr auf Thronen«.

Außer »Welt und Zeit« und einem Auszug daraus, betitelt »Stachelbeeren«, schrieb Jassoy noch »Aphorismen über bürgerliche Gesetzgebung«, in denen die Schäden der damaligen Rechtspflege einer geistreichen, scharfen Kritik unterzogen werden. Einige interessante, zeitgenössische Beurteilungen dieses Werkes liegen bei unseren Familienpapieren. Viele stoßen sich an der Schreibweise Jassoys in Aphorismen. Ein ernster Gegenstand müsse auch ernst behandelt und tief begründet werden, während bei Aphorismen der Jagd nach einem frappierenden Witze die Treue und überzeugende Gründlichkeit oft weichen müsse. Einzelnen Forderungen Jassoys ständen zudem ganz unübersteigliche Schranken im Wege. Wie könne man beispielsweise nur daran denken, daß jemals ein einziges Recht im deutschen Staatenbunde geschaffen werden könne. Die Stellung Jassoys zur Frauenfrage wird besonders herb kritisiert. Seine bitteren Bemerkungen über die in Geltung befindlichen, demütigenden Gesetze für Ehegattinnen und natürliche Mütter, sein Ausruf, daß man von den Frauen keine Achtung vor Gesetzen erwarten dürfe, die nur von Männern und nur für Männer verfaßt seien, sein Verlangen »daß die Frauen unbedingt über den Teil der Gesetzgebung gehört werden müßten, der sich besonders mit ihnen beschäftigt, um der Inkonvenienz abzuhelpen, daß heutzutage ein Mädchen keinen der Zwecke seines Daseins erfüllen könne, dem nicht ein Mann die Gnade erweist, es zur Frau zu nehmen« erfährt heftigen Tadel. Wo wolle der Verfasser hinaus? Erstrebe er etwa eine jährliche Verteilung aller Frauen? — Nun, die Frauenbewegungen unserer Tage in vielen

Ländern scheinen denn doch zu zeigen, daß auch hier Jassoy einen sehr wunden Punkt berührt hat, wenn es ihm auch nicht gelang, den gordischen Knoten zu lösen.

Was Jassoys fernere Lebensschicksale betrifft, so hat er des Lebens Leid bitter erfahren müssen. Seine älteste Tochter Sophie, ein hochbegabtes Mädchen, starb Ende November 1822 in jugendlichem Alter an einem rasch tödlich verlaufenden Lungenleiden. Eines Morgens fand man sie entseelt im Bett. Ich selbst sah noch uralte Leute in jugendliche Begeisterung geraten, wenn sie von Sophiens heiterem Wesen, das überall hin Sonnenschein verbreitete, ihren originellen Streichen, ihrer wahren Herzensgüte und schalkhaften Anmut sprachen. Sie war befreundet mit Goethes Marianne und schrieb für Willemer, der 1814 eine Nationaltracht begründen wollte, einen poetischen Dialog: »Gespräch zwischen Völkertracht und Mode«, den derselbe im »Morgenblatt« abdrucken ließ. Unter ihren hinterlassenen Papieren finden sich, in einem Büchelchen vereinigt, neben Abschriften zeitgenössischer Gedichte, viele eigene meist schwermütige Poesien, von denen ich einige zur Probe bringen werde. Eines derselben ist nach allgemeinem Urteil in Form und Inhalt mehr als ein bloßer dilettantischer Versuch und wurde deshalb öfter, so 1840 bei der 4. Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Frankfurt unter der Dichterin Namen zum Abdruck gebracht. Da aber dieses Gedicht »Klagen einer Ephemere« auch unter den Werken von Mahlmann sich fand, so ist nicht sichergestellt, ob Sophie Jassoy wirklich die Verfasserin desselben ist, wie Freundinnen nach ihrem Tod bestimmt behaupteten.

Sophie starb 1822; Mahlmanns Gedichte wurden erst drei Jahre später in Halle herausgegeben. Es wäre daher nicht unmöglich, daß die »Ephemere« durch irgend welchen Zufall unter Mahlmanns Sammlungen geraten wäre (etwa wie Thaers »Erziehung des Menschengeschlechts« unter die Schriften von Lessing) aber ausgeschlossen ist nicht, daß umgekehrt Sophie Jassoy ein Mahlmannsches Gedicht schon vor der Veröffentlichung der ganzen Sammlung zufällig kennen lernte und sich in ihr Gedichtbuch abschrieb.

Zweifellos geht ein verwandter, melancholischer Zug durch viele ihrer bescheidenen Gedichte. Ganz außergewöhnlich war die Teilnahme, die ihr früher Tod überall erregte. Ihr Lebensbild und einige ihrer Schriften sind aufgenommen in Heydens »Galerie berühmter Frankfurter« sowie in Schrotzenbergers »Aufzeichnungen zur Geschichte Frankfurts«. Bei der 400jährigen Gedenkfeier der Buchdruckerkunst wurde, wie oben

gesagt, ihr Andenken geehrt, ja selbst der skandallüsterne Friedrich weiß in seinem »Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten« von ihr nur Gutes zu berichten.

Ihre Ruhestätte auf dem Sachsenhäuser Friedhof ziert ein großes eisernes Kreuz, das Freunde der Verstorbenen als letztes Liebeszeichen stifteten. Man hätte darauf den Beginn der »Ephemere« setzen können, denn:

Nur eine kurze Spanne Zeit zu leben
Ward ihr vom Schicksal zudedacht.

Drei Jahre später endete der älteste Bruder von Sophie Jassoy, der Arzt Theodor Jassoy, sein Leben mit eigener Hand. Dr. med. Theodor Jassoy, ein außerordentlich beanlagter junger Mann, war schon mit 22 Jahren praktischer Arzt und rasch einer der angesehensten der Stadt geworden. Noch heute besitzt das Senckenbergische Museum Präparate von ihm. Von einem geliebten Mädchen, der späteren Gräfin von Salignac-Fenelon, zurückgewiesen, erschoss sich der kaum 27jährige Gelehrte. Sein Leben und sein tragisches Ende gab dem bekannten Romanschriftsteller Heinrich König Stoff zu dem einst vielgelesenen Romane »Regina«.

Der alte Dr. jur. Jassoy überlebte den Tod dieses ältesten Sohnes nur noch wenige Jahre. Seinem jüngeren Sohne Jean, meinem Großvater, legte er in einem rührenden Abschiedsschreiben die baldmöglichste Herausgabe einer groß angelegten, druckfertigen politischen Satire, »Das Tierreich und seine Revolution« noch ganz besonders ans Herz. Dieser Wunsch konnte in einer Zeit, in der jede freiheitliche Regung mit Gewalt unterdrückt wurde, nicht erfüllt werden. Jetzt ist das Manuskript größtenteils veraltet; das gleiche gilt von einer sorgfältig ausgearbeiteten Reichsverfassung. Unserer Familie aber sind heute diese Handschriften ehrwürdige Andenken an einen Vorfahren, dem die Natur glänzende Geistesgaben in verschwenderischer Weise zugeteilt hatte. Die Erinnerung an ihn lebt bei uns fort in zahlreichen anekdotischen Zügen; sie zeigen ihn als einen warmherzigen, geistvollen, heiteren, freidenkenden Mann, einen liebenden Gatten und Vater und glühenden Patrioten. Auch er hat den Grund vorbereiten helfen zu dem neu erstandenen deutschen Reiche, das in dem Einheitsdrange der deutschen Stämme seine wetterfeste Wurzel hat und mit dem Herzblute unseres Volkes auf französischen Schlachtfeldern gekittet wurde.

Aus Familienbriefen von Dr. Jassoy.

Die hier abgedruckte Brautwerbung, ein Aprilscherz, ist an die damals 14^{1/2}jährige Toni Daëms, die spätere Frau Helgers, gerichtet und mir von deren Tochter, Frau Julie Dahl, geschenkt worden. Dr. Jassoy nannte das kleine Fräulein wegen seiner etwas übergroßen Nase stets *Babylönchen*, so z. B. auch in folgender Einladung:

Tön'chen, Tön'chen, Babylönchen,
Du, der Backfisch' herrlich Krönchen,
Du, so schön wie Troja's Lenchen,
Geh' nicht blos zum Hergenhähnchen,
Sondern folge meinem Plänchen,
Komm' und schwing' dein buntes Fähnchen
Zu dem alten Musensöhnchen.

Liebstes *Babylönchen*!

Heute erschien ganz unerwartet der hiesige Bürger und Buchbindermeister *Innlé* und bat mich inständig, für seinen nun mit einer guten Pfarrey ausgestatteten, im 37ten Jahre stehenden Herren Sohn um deine holdseelige Hand zu werben und dieserhalb auch bei deinen Eltern Fürwort einzulegen. Er hatte seinen bezaubernden, Salamanderfarbenen Bratenrock an und ließ sich nicht abweisen, bis ich ihm versprochen hatte, dieserhalb mit dir zu reden; auch erbot er sich namens des Sohnes, noch so lange mit der Hochzeit zu warten, bis Herr Stein ausgestilzt haben würde. Du kennst selbst alle guten Eigenschaften des historischen jungen *Innlés*, und ich kann dich meinerseits auch versichern, daß er dich, nach vollzogener Ehe, nicht wie der treulose *Innlé* im Gellert an einen Sklavenhändler verkaufen wird. —

Überlege also die Sache reiflich, denn der *Anius Martius* sieht mir nicht so aus, als wenn derselbe in den ersten 25 Jahren eine Pfarrey bekommen würde, und selbst die männlichen *Innlés* sind noch ziemlich rar. In die Reserveartillerie läßt er sich nicht versezzen, so daß du dich also nothwendig entschließen mußt, Ja! oder Nein! zu sagen und somit den seufzenden Jüngling entweder zu beglücken oder elend zu machen hast. Morgen soll ich sein Schicksal von dir erfahren und auch ihm mittheilen. *Innlé* und Toni! oder *Innlé sans Babylönchen*. Seyn oder Nicht seyn! Bedenke dich wohl. Stets

dein treuer Freund

Frankfurt a. Main 1 April 1827.

Dr. Jassoy.

